

Weit mehr als böhmische Gassenhauer

DVOŘÁKS MUSIK FÜR STREICHER IN RORSCHACH UND ZÜRICH

Urs Mattenberger

Fiktive Nationalmusik im Spannungsfeld von Hausmusik, romantischem Orchester und Volksmusik-Combo: Mit Antonín Dvořáks «Slawischen Tänzen» thematisiert die «Klangwelle» des Stradivari Quartetts das Verhältnis von Volks- und Kunstmusik.

Vielleicht gilt klassische Musik als elitär, weil nur in einem kurzen historischen Moment «die Vielschichtigkeit der Kunstmusik mit den Vorzügen des Gassenhauers» verschmolz. Der Musikwissenschaftler Charles Rosen prägte diese Formel für den «Klassischen Stil». Nur in Opern von Mozart, den späten Sinfonien von Haydn oder einzelnen Liedern von Schubert habe sich diese Synthese eingestellt, als sie Elemente volkstümlicher Musik in ihre eigene musikalische Sprache integrierten.

Vielleicht meinte Mozart das, als er seinem Vater schrieb, in seinen Werken erhielten «kenner» wie «nichtkenner» «satisfaction». Rosens Befund selber gibt die Sicht eines «Kenners» wieder. Denn Liebhabern klassischer Musik dürften noch ganz andere Komponisten in den Sinn kommen, wenn sie an die Verbindung von Volks- mit klassischer Musik denken. Zum Beispiel der Tscheche Antonín Dvořák. Mit dem Einbezug von Elementen böhmischer Volksmusik in seiner Klavier- und Kammermusik sowie in den Opern und Sinfonien ist er der Inbegriff eines «volkstümlichen» und auch deshalb populären Klassikers.

Polka und Furiant

Findet also nicht da die grösstmögliche Synthese zwischen klassischer und populärerer Musik statt? Die Probe aufs Exempel kann man in der «Klangwelle» des Stradivari Quartetts machen, die in dieser Saison Antonín Dvořák gewidmet ist. In der Konzertreihe erklingen viele, auch weniger bekannte Werke, in denen sich Dvořáks böhmische Ursprünge manifestieren, sagt Maja Weber, die als Cellistin des Quartetts für das Programm verantwortlich ist.

Explizit zum Thema macht dieses Verhältnis von Kunst- und Volksmusik das zum Orchester erweiterte Stradivari

Quartett im März. Da nämlich erklingen neben der romantisch aufblühenden Streicher-Serenade in E-Dur Werksammlungen, die explizit auf Volksmusik verweisen und deren erste Dvořák 1878 über Nacht berühmt machte: Die «Slawischen Tänze» op. 46 und op. 72.

Die Antwort auf die Frage, wie weit Dvořák darin beides zu einer Synthese verschmolz, ist komplizierter, als ihr Titel vermuten lässt. Die Anregung dazu gab ihm der Verleger Fritz Simrock, der ihn anfragte, ob er «nicht Lust hätte, Böhmisches und Mährische Tänze (in der Art der Ungarischen von Brahms)» zu schreiben. Das lag im Trend zur Ausbildung musikalischer Nationalstile im 19. Jahrhundert. Aber anders als Brahms für seine «Ungarischen» konnte Dvořák nicht auf gedruckte Sammlungen böhmischer Tänze zurückgreifen. Statt dessen verwendete er charakteristische rhythmische Modelle von Tänzen wie die Polka, die von Böhmen aus die Tanzsäle Europas eroberte, oder den Furiant. Mit seinen Wechseln zwischen Drei- und Zweivierteltakt steht der Furiant auch für das Exotische, das der Volksmusik anhaftete und verhilft dem Opus 46 zu einem effektvollen Auftakt und Abschluss.

Nationalitätanzank

Im op. 72 trieb der Komponist die romantische Stilisierung noch weiter. Er liess darin slawische Tanzmodelle auch ausserhalb von Böhmen und Mähren anklingen, bis hin zur polnischen Mazurka und der ukrainischen Dumka. Das hatte auch politische Hintergründe. Die Bestrebungen der Tschechen um mehr Autonomie im Rahmen Österreich-Ungarns hatte das Böhmisches in Wien in Misskredit gebracht. Der «verfluchte Nationalitätanzank in Österreich verdirbt für Sie in Österreich alles», schrieb Simrock an Dvořák und empfahl



Das Stradivari-Quartett wird zum Orchester, mit Maja Weber in Rot am ersten Cellopult.
Bild: Stradivari-Quartett

ihm zwischenzeitlich sogar, «Rhapsodien» zu schreiben, um das Reizwort «Slawisch» zu vermeiden.

Der Musikwissenschaftler Hans-Joachim Hinrichsen, der solche Hintergründe in einem Text zur Aufnahme der «Slawischen Tänze» durch das Klavierduo Soos-Haag aufzeigte, bringt deren Paradox so auf den Punkt. Zum einen, weil hier «ein Berliner Verleger einem Prager Komponisten den Auftrag gab, böhmisch-mährische Tänze nach dem Muster der ungarischen Tänze des in Wien lebenden Hamburgers Johannes Brahms zu schreiben». Zum andern, weil die «Slawischen Tänze», ohne Verwendung von originalen Melodien und dank Dvořáks Stilisierungskunst, «reinsten Dvořák» und damit eine zwar «original» klingende, aber fiktive Nationalmusik sind.

Das Paradox betrifft aber nicht nur die Werke, sondern auch deren Wiedergabe. Denn Dvořák hatte die Tänze ursprünglich für Klavier zu vier Händen komponiert und erst später für Orchester bearbeitet. Die «Originale», die ihm als Inspiration dienten, spielten dagegen Cymbalom-Ensembles mit Geige, Klarinette (ab 1800) und Bass in meist kleinen Besetzungen, wie Darstellungen aus dem 19. Jahrhunderts zeigen.

Einflüsse des Cymbaloms

Damit bewegen sich die «Slawischen Tänze» in einem Spannungsfeld von Hausmusik, romantischem Orchester und Volksmusik-Combos, womit auch die Frage nach einer «authentischen» Aufführung zum Paradox wird. Könnte eine Bearbeitung, wie sie das Stradivari Orchester jetzt spielt, ein der Volksmusik eigenes Improvisationsmoment miteinbeziehen, wie es die Geigerin Patricia Kopatchinskaja

mit moldawischen Tänzen praktiziert? «Zu improvisieren würden wir uns nicht anmassen», meint Maja Weber, aber sie verweist darauf, dass der Einfluss des Cymbaloms in verschiedenen Werken Dvořáks wie dem Klavierquartett greifbar ist. Die Bearbeitung für das Stradivari Orchester geht einen anderen Weg. Die Idee, die Tänze in einer Fassung nur für Streicher aufzuführen, wurde vorgegeben durch die Streicher-Serenade im selben Programm. Aber sie widerspiegelt doch auch die Bedeutung, die in Cymbalom-Ensembles die Streicher spielten – vom «Primas» über den «Obligat»-Geiger bis zu den «Terz»-Streichern, die die Melodien in tieferer Lage begleiteten.

In der prägnanten Klavier- wie in der saftigen Orchesterfassung trieb Dvořák folkloristische Modelle im so schmissigen wie melancholischen Ausdruck über alle Formelhaftigkeit hinaus. Das ist zwar tatsächlich romantische Kunstmusik mit den Vorzügen des Gassenhauers. Aber sie lässt dessen Vorzüge auch im Sinne eines Nationalstils als solche zur Geltung kommen, statt sie – so Rosen über die Wiener Klassiker – vollständig zu «assimilieren» und zu verschmelzen. Vielleicht deshalb fuhr Mozart im erwähnten Brief fort, «Nichtkenner» müssten mit seinen Klavierkonzerten «zufrieden seyn, ohne zu wissen warum». Bei Dvořák wissen wir, warum.

Vielleicht kann seine Musik damit einen Anstoss geben, auch heute beides verstärkt zu verbinden. So könnte man den Auftrag des Stradivari Quartetts an den Schweizer Komponisten David Hefti interpretieren: Hefti schreibt ein Streichquartett zu Dvořák für das Schlusskonzert der «Klangwelle», in dem das amerikanische Streichquartett noch einmal Gassenhauer-Qualitäten vorführt.

Stradivari Orchester. Serenade E-Dur und Slawische Tänze.

Freitag, 15. März, 18.15 Uhr Prélude, 19.00 Uhr Konzert, Carmen Würth Saal, Rorschach

Sonntag, 17. März, 16.15 Uhr Prélude, 17.00 Uhr Konzert, Kunsthaus Zürich, Chipperfield-Bau, Festsaal, Zürich.

www.stradivarifest.com